

Zwischenbetrachtung (2)

Mit dem Beginn des Krieges stand die Marine vor dem zentralen Problem, dass sie mit einem untauglichen Plan in den Konflikt eingetreten war. Diese Tatsache war der Marineführung im Grunde schon vor der Juli-Krise bekannt, ohne dass sie entsprechende Gegenmaßnahmen ergriff. Deshalb verbreitete sich unter den Marineoffizieren schon in den ersten Kriegsmonaten die Sorge, dass die sündhaft teure Hochseeflotte ohne sichtbare Beteiligung an den Kriegsanstrengungen nach dem Ende der Kampfhandlungen keine Zukunft mehr haben und schließlich in der „Rumpelkammer“ verschwinden würde, da „der ganze Flottengedanke Fiasko gemacht hat“, wie Ernst v. Weizsäcker sich ausdrückte.¹ Bei den Seestreitkräften herrschte der Eindruck vor, dem Volk beweisen zu müssen, dass die Marine einen wesentlichen Kriegsbeitrag leistete. Bei dieser Erkenntnis gab es allerdings keinen eindeutig zu bestimmenden Moment der Enttäuschung. Vielmehr handelte es sich um einen langfristigen Prozess, der die Akteure auf zwei verschiedenen Ebenen zu Gegenmaßnahmen motivierte: zum einen auf der Ebene militärischer Entscheidungen, zum anderen in der kommunikativen Begleitung und Vermittlung des Seekriegs. Grundsätzlich ging es ihnen darum, ein offenes Eingeständnis von Enttäuschung, die der Flotte ihre Legitimation entziehen musste, zu verhindern. Vor dem Hintergrund des Navalismus erschien ihnen ein Ende der Flotte gleichbedeutend mit einem Ende jeglicher Weltmachtziele und damit ein Ausscheiden Deutschlands aus dem Kreis relevanter Mächte.

Daher konzentrierte sich die Öffentlichkeitsarbeit der Marine während der Kriegszeit darauf, die Erwartungen an ihre Waffengattung so hoch zu halten, dass sie weiterhin als zentrales Zukunftsprojekt erscheinen konnte. Bei diesem Erwartungsmanagement stand die Enttäuschungsprävention als zentraler Faktor der Handlungsmotivation immer im Mittelpunkt ihrer Tätigkeit. Permanent kreisten die Diskussionen in der Presseabteilung der Marine darum, was geschehen würde, wenn positive Erwartungen mit negativen Erfahrungen kollidierten. Immer wieder verschob die Abteilung die Erwartung einer Entscheidungsschlacht gegen die *Royal Navy* nach hinten und bemühte sich, plausible Erklärungen für das Ausbleiben dieses Kampfes zu finden. Diese Erklärungen zielten stets darauf ab, die eigenen Planungen als adäquat auszuweisen, während die Passivität auf See in die Verantwortung der Briten falle. Grundsätzlich fällt dabei auf, dass sich die Öffentlichkeitsarbeit der Seestreitkräfte ausschließlich auf die eigene Waffengattung konzentrierte und hauptsächlich mit der Rechtfertigung des eigenen Handelns beschäftigt war, ohne nach einem sinnvollen Beitrag zur Gesamtkriegführung zu fragen. Die Überraschungserfolge der U-Boote im Herbst 1914 boten schließlich das Potential, einen Prozess der Erwartungsverlagerung einzuleiten, der nicht mehr der zur Passivität verurteilten Hochseeflotte, sondern den vor dem Krieg eher zurückhaltend geförderten Unterseebooten kriegsentscheidende Qualitäten

¹ Weizsäcker an seine Mutter (19.09.1915), in: Die Weizsäcker-Papiere, S.170.

zuschrieb. Tatsächlich verlief diese durch Tirpitz' Expertenstellung abgesicherte Erwartungsverlagerung langfristig insofern erfolgreich, als die Marine Gegenstand nationaler Medienaufmerksamkeit blieb und schließlich im Februar 1917 der uneingeschränkte U-Bootkrieg eröffnet wurde.

Vor dem Krieg waren Wilhelm II. und sein Staatssekretär die zentralen Exponenten der Flottenrüstung gewesen, doch im Krieg geriet der Kaiser zunehmend ins Abseits, da er die Führererwartungen der Bevölkerung nicht erfüllen konnte. In diese Lücke stießen schließlich Militärs wie Hindenburg, Ludendorff und eben auch Tirpitz. Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt im Frühjahr 1916 investierte der Großadmiral das mit seiner Person verbundene Vertrauenskapital in die radikalnationalistische Vaterlandspartei. Dabei gelang es ihm, bei weiten Kreisen der Bevölkerung sein hohes Ansehen zu bewahren und in die Politik zu transferieren. Hinter den Kulissen blieb er in engem Kontakt mit den Seestreitkräften und agitierte weiterhin für die Aufnahme des uneingeschränkten U-Bootkriegs.

Auf diesen hatte sich auch die Marineführung schließlich festgelegt. Um Unterstützung für ihre Strategie zu erhalten, arbeitete sie mit terminierten Prognosen, die ein hohes Enttäuschungspotential in sich bargen. Spätestens nach dem Februar 1917 übersetzte sich dies für die Öffentlichkeitsarbeit in das Problem, nun auch hinsichtlich der U-Boote verstärkt enttäuschungspräventives Erwartungsmanagement zu betreiben. Als problematisch erwies sich die Entscheidung, durch eine tägliche Medienberichterstattung der Marine die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu sichern. Denn die Versuche, die U-Bootkriegsberichterstattung mit den Rhythmen moderner Medienberichterstattung zu verzahnen, erwies sich aus technischen Gründen, und gerade bei sinkenden Versenkungserfolgen als schwierig, so dass die Anfangsentscheidung immer mehr Folgeprobleme erzeugte, denen die Presseabteilung nur unter Inkaufnahme von Enttäuschungen hätte begegnen können. Spätestens Anfang 1918 war der Marineführung bewusst, dass das Erwartungsmanagement ineffektiv geworden war und das Vertrauen der Öffentlichkeit rapide nachließ. Höchstens punktuell – wie bei lokalen Propagandainszenierungen – gelang es ihr noch einmal, gewisse Mobilisierungserfolge zu verzeichnen. Letztlich hätten jedoch nur wirkliche Erfolge auf See noch Aussicht geboten, Vertrauen wiederzugewinnen. Doch solche blieben aus, früher oder später mussten damit die Strategien und Erklärungen für den Seekriegsverlauf durch die Realität widerlegt werden.

Die Schlachtflotte verharrte größtenteils in den Häfen und bot daher wenig Anlass, um den Anteil der Marine am erhofften Sieg herauszustellen. Lediglich die Skagerrakschlacht verschaffte den Überwasserstreitkräften eine kurze Phase erhöhter Aufmerksamkeit. Den taktischen Sieg gegen die Briten interpretierten die Seeoffiziere aufgrund seines nicht dezisiven Charakters als Prestigerfolg, der den Schlachtflottenbau gerechtfertigt habe. Tatsächlich aber löste das punktuelle Ereignis die Probleme nicht, denn an der strategischen Lage änderte sich nichts. Vielmehr ergaben sich neue Schwierigkeiten aus der eingeleiteten Verlagerung der Erwartungen auf die U-Boote. Diese konterkarierte nun die Rechtfertigung der Schlachtflotte, die als überflüssig erschien. Die permanenten Verschiebungen

von Erwartungen, die Verlagerung auf neue Seekriegsmittel und die angebotenen Erklärungen für den Verlauf des Krieges auf den Weltmeeren konnten den Enttäuschungsprozess höchstens verzögern, aber nicht auflösen, solange wirkliche Erfolge ausblieben.

Im Oktober 1918 schließlich kam das Erwartungsmanagement an sein Ende und mit der Aufhebung der Zensur schien eine offene Enttäuschungskommunikation unvermeidlich zu werden. In diesem Moment setzte die Marineführung alles auf eine Karte: Mit einer letzten Seeschlacht, die weniger einer operativen als vielmehr geschichtspolitischer Rationalität gehorchte, versuchte sie, die eigenen Erwartungen an ehrenvolles Verhalten zu erfüllen und zugleich der Öffentlichkeit einen sichtbaren Kriegsbeitrag zu liefern. Mittels einer apokalyptischen Deutung dieses Vorhabens interpretierte sie die Niederlage als langfristigen Sieg, ohne die eigenen Seemachterwartungen aufzugeben. Damit verlängerten sie ihre Hoffnungen über die Enttäuschung hinweg auf einen nächsten Krieg. Ein solches Verfahren war während der Kriegsjahre noch abgelehnt worden, da es jede Hoffnung auf einen Seekriegserfolg im aktuellen Konflikt untergrabe. Angesichts der Niederlage aber gewann eine solche Interpretation an Attraktivität. Als die Revolution diesen Plan vereitelte und die Flotte in die Internierung ging, setzte sich dieser Prozess der Erwartungsvereisung nahtlos fort und zahlreiche Marineoffiziere entwickelten Deutungen, die es ihnen erlaubten, ihre Ursprungserwartungen als nach wie vor gültiges Zukunftsprogramm zu verstehen. Aus dieser Perspektive konnten Friedensbedingungen und die neue Staatsform nur eine Übergangsphase darstellen, die möglichst bald wieder zu überwinden war, um auf den Pfad der Seemacht zurückkehren zu können.

Dabei war der Marineführung klar, dass dies Zeit brauche, denn in der Öffentlichkeit traten nun die Gegner der Flottenrüstung wie Lothar Persius hervor, um genau die Enttäuschungserzählung zu verbreiten, welche die Marineoffiziere während der gesamten Kriegszeit zu verhindern versucht hatten. In ersten Broschüren konstruierten sie eine Gegenerzählung, die auf dem Erwartungsmanagement der Kriegszeit beruhte. Die Erfolge waren allerdings begrenzt und auch die inszenierte Selbstversenkung der eigenen Schlachtflotte war letztlich nicht geeignet, das Ansehen der Seestreitkräfte zu restaurieren. Dies sollte nun eine maritime Geschichtspolitik leisten, die auf privater und institutioneller Ebene schon während des Weltkriegs vorbereitet worden war.

